

Joanna Jabłkowska  
(Łódź)

MAX FRISCH UND DER FRIEDEN

Max Frisch ist in seinem Schaffen ein abseitsstehender Beobachter, und er versucht, möglichst objektiv und neutral zu bleiben. Sein Engagement unterscheidet sich vom ideologischen, klassenbewußten Engagement im Sinne Brechts. Freilich trägt aber sein Werk auch keine Züge der *l'art pour l'art*<sup>1</sup>. Er vertritt die Haltung eines bürgerlichen Demokraten; Peter Meier nennt sie mit Recht eine Haltung der liberalen Toleranz<sup>2</sup>. Frisch interessiert einfach das menschliche Schicksal, somit auch die Weltpolitik. Für ihn gibt es keine Literatur, die nicht engagiert wäre:

"Es ist [...] schon ein Engagement, wenn die Literatur die gebräuchliche Sprache auf ihren Wirklichkeitsgehalt hin testet; ein Engagement an die Realität, [...]. Ist also das »Private« [...] irrelevant und kein Gegenstand der Literatur? Dann genügt die Soziologie. Aber genügt sie?"<sup>3</sup>

Frisch versucht, möglichst viele Aspekte und Varianten der gestellten Probleme zu berücksichtigen, im Politischen bemüht er sich, sogar jene Positionen zu verstehen, die er im Inneren ablehnt. Wir sehen das sehr deutlich in den Passagen der Ta-

---

<sup>1</sup> Vergl. C. P e t e r s e n, Max Frisch, Colloquium Verlag (Köpfe des XX. Jahrhunderts), 1966, S. 58.

<sup>2</sup> Vergl. P. M e i e r, Im Zeichen liberaler Toleranz, "Tagesanzeiger" 22 IV 1972.

<sup>3</sup> M. F r i s c h, Aus dem Briefwechsel mit Walter Höllerer, zit. nach: "Aargauer Tageblatt" 22 XII 1972.

gebücher, in den Dramen und Aufsätzen, die sich mit den Deutschen des zweiten Weltkrieges auseinandersetzen. Diesem Hang zum Objektiven, zum Neutralen, zur Toleranz, endlich kann man in seinem ganzen Schaffen nachspüren, besonders aber in seiner Publizistik und in den Tagebüchern. Der Leser dieser Werke gewinnt sogar den Eindruck, Frisch wisse selber nicht, welchen Weg er wählen soll, er sei unsicher und könne sich für die Stellungnahme in politischen Fragen nicht entscheiden. Demzufolge versucht der Schweizer Schriftsteller auch nie, dem Leser eine endgültige Antwort aufzudrängen:

"Als Stückschreiber hielte ich meine Aufgabe für durchaus erfüllt, wenn es einem Stück jemals gelänge, eine Frage dermaßen zu stellen, daß die Zuschauer [...] ohne eine Antwort nicht mehr leben können - ohne ihre Antwort, ihre eigene, die sie nur mit dem Leben geben können"<sup>4</sup>.

Frisch stellt Fragen, die unbequem sind, von denen man sich nicht mehr befreien kann. Er weiß beim Leser den "hier-bist-du-gemeint" Eindruck zu erwecken<sup>5</sup>. Man fühlt sich direkt, persönlich angesprochen und kann die gestellten Fragen nicht mehr vergessen - und das eben will Frisch mit seinem Werk erreichen; denn "wir wollen gar keine Antwort, sondern wir wollen die Frage vergessen; um nicht verantwortlich zu werden"<sup>6</sup>. In seinem Schaffen beschäftigt sich Frisch mit "der Schuld der Schuldlosen"<sup>7</sup>; alle Menschen sind schuld an den Untaten unseres Jahrhunderts, auch diejenigen, die persönlich nichts begangen haben; denn das Schweigen über die Untaten ist auch ein Verbrechen<sup>8</sup>.

Die beiden Tagebücher und viele publizistische Werke (z.B.

<sup>4</sup> M. Frisch, Tagebuch 1946-1949, Frankfurt am Main 1974, S. 141.

<sup>5</sup> Vergl. P. Wapnewski, Tuas res, "Mercur Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken" 1972, Heft X.

<sup>6</sup> M. Frisch, Tagebuch 1946-1949, a.a.O., S. 141.

<sup>7</sup> Vergl. H. Mayer, Die Schuld der Schuldlosen, "Der Spiegel" 12 IV 1972.

<sup>8</sup> "Was sind das für Zeiten, wo das Gespräch über Bäume fast ein Verbrechen ist, weil es ein Schweigen über so viele Untaten einschließt", zitiert Frisch Brecht im Tagebuch I, Frisch, Tagebuch 1946-1949, a.a.O., S. 113.



"Kultur als Alibi") sind über weite Strecken eine Auseinandersetzung mit der Anwendung der Gewalt im politischen Kampf<sup>9</sup>. Im ersten Tagebuch ist der zweite Weltkrieg Gegenstand der Aufzeichnungen gewesen, im zweiten waren es Flugzeugentführungen, Jugenddemonstrationen in Zürich, die Ermordung Martin Luther Kings, der Krieg in Vietnam und anderes: das Wesen dieser Überlegungen ist dasselbe geblieben: jede Gewalt ist eine Macht, die "geistlos wurde"<sup>10</sup>.

## I

In den vierziger Jahren beschäftigte den Schweizer vor allem die Abrechnung mit dem zweiten Weltkrieg und mit den Deutschen. Als deutschsprachiger Schriftsteller fühlte sich Frisch mit dem Goethe-Volk immer verwandt. Andererseits konnte er sich nie mit diesem Volk identifizieren. Schon im "Kleinen Tagebuch einer deutschen Reise" aus dem Jahre 1935 spürt man diese Zuneigung, die ihre Quelle hauptsächlich in der Verwandtschaft der Sprache und der Kultur hatte; zugleich spürt man aber das Befremden, das der Schweizer, zum ersten Mal auf deutschem Boden, beim Besuch des Nazistaates empfand. Als der Krieg zu Ende war, begann Frisch zu reisen, vor allem nach Deutschland, aber auch nach Polen, in die Tschechoslowakei, nach Österreich. "Es war eine Reise [...] auf der Suche nach der Gerechtigkeit, der Anständigkeit einer Epoche, deren beste Möglichkeiten soeben in Blut erstickt waren"<sup>11</sup>, schrieb Karl Krolow.

<sup>9</sup> Mit diesem Problem befaßte sich Frisch schon in seinen frühen Dramen. In "Nun singen sie wieder" sagt Eduard: "Ich glaube nicht an die Gewalt, nie, auch wenn sie eines Tages in unseren Händen ist" (M. F r i s c h, Stücke I, Frankfurt am Main 1974, S. 97). Denselben Gedanken finden wir auch in der "Chinesischen Mauer": "Wer das Volk ist, bestimmen die Herrscher. Und wer heutzutage auf die Straße geht, kann nicht erwarten, als Volk behandelt zu werden, denn das Volk, das wahre ist mit seinen Herrschern stets zufrieden" (ebenda, S. 175).

<sup>10</sup> Vergl. E. S t ä u b l e, Max Frisch: Gesamtdarstellung seines Werkes, St. Gallen 1971, S. 86.

<sup>11</sup> K. K r o l o w, Exemplarische Besinnung, "Zeitwende die neue Furche", 5 V 1959.

Frisch versuchte, eine Antwort auf die Frage zu finden, wie dieser Krieg möglich war. Sehr wichtig ist es, daß er als Verschonter, als Neutraler schrieb; er war imstande, gerecht zu urteilen, eine objektive Haltung zu bewahren; er gehörte weder zu den Unterdrückern noch zu den Unterdrückten, weder zu den Angreifern noch zu den Opfern. Er hat die Deutschen nie als Verfolger und Eroberer kennengelernt<sup>12</sup>. Frisch erschütterte vor allem die Tatsache, daß jene Menschen, die voll von Kultur waren, die sich über Mozart und Händel, Beethoven und Bruckner unterhielten, die zu den geistvollsten Menschen seiner Generation gehörten, zugleich "als Schlächter auftreten konnten; beides in gleicher Person"<sup>13</sup>. Der Schweizer Schriftsteller findet einen großen Unterschied zwischen dem deutschen und dem schweizerischen Begriff der Kultur:

"[...] zunächst empfinden wir die Begabung eines Gotthelf nicht als Entschuldigung dafür, daß es in diesem Lande auch Meuchelmörder gibt. Unter Kultur zählen wir wohl in erster Linie die staatsbürgerlichen Leistungen, unsere gemeinschaftliche Haltung mehr als das künstlerische oder wissenschaftliche Meisterwerk eines einzelnen Staatsbürgers"<sup>14</sup>.

"Ich denke an Haydrich, der Mozart spielte"<sup>15</sup>. Allein schon dieser Satz zeigt die Erschütterung, das Entsetzen des Schweizer, der nach dem Krieg Deutschland besuchte. Frisch meint, man

<sup>12</sup> "Frisch hatte als Neutraler [...] die Möglichkeit, das von den Schrecken des eben zu Ende gegangenen Krieges geschlagene Europa [...] mit einer Unvoreingenommenheit in Augenschein zu nehmen, die den kämpfenden Parteien begrifflicherweise abging" (K r o l o w, a.a.O.).

<sup>13</sup> F r i s c h, Tagebuch 1946-1949, a.a.O., S. 326; zu diesem Problem siehe auch "Nun singen sie wieder". In diesem Drama verkörpert Herbert den Schlächter und einen geistvollen Menschen in einer Person.

<sup>14</sup> M. F r i s c h, Öffentlichkeit als Partner, Frankfurt am Main 1972, S. 22; dazu vergl. auch S t ä u b l e, a.a.O., S. 81-84; "Um den Begriff der Kultur, seine Bedeutung und seine Fragwürdigkeit, konzentriert sich ein Großteil von Frischs Denken und Dichten. [...] Eines scheint ihm allerdings auf keinen Fall erlaubbar: daß man Kultur auf Kunst reduziert. [...] Der Dichter lehnt eine bloß ästhetische Kultur ab. Max Frisch macht [...] einen nicht unbedeutenden Unterschied zwischen dem deutschen und dem schweizerischen Denken".

<sup>15</sup> F r i s c h, Tagebuch 1946-1949, a.a.O., S. 115.



dürfe die Kriegsjahre nicht vergessen, man müsse sie immer in Erinnerung behalten. Es ist für uns keine neue Position, man sollte aber bedenken, daß damals 1946-1949 manche die Ansicht vertraten, man solle das Geschehene endlich geschehen sein lassen<sup>16</sup>.

Das Tagebuch I, "Kultur als Alibi", "Nun singen sie wieder" sind keine Anklagen gegen die Deutschen, sind keine Moralpredigt, sie sind Ausdruck des Entsetzens, des nackten Staunens, des wehrlosen Betroffenseins, "was dem Menschen möglich ist"<sup>17</sup>. Max Frisch ist Antimilitarist. Nicht nur deshalb, weil er als Schweizer das Glück hatte, die Greuel des II. Weltkrieges zu vermeiden und weil er nie auf einen Menschen geschossen hatte. Auch nicht wegen der günstigen geographischen Lage seines Landes. Er ist Pazifist aus Überzeugung. Diese Haltung zeigt er nicht nur in seiner Beziehung zum zweiten Weltkrieg, sondern auch in der Abneigung gegen Militarismus schlechthin. "Jede Uniform verdirbt den Charakter", lesen wir in dem Tagebuch I<sup>18</sup> Frisch gibt zu, daß er in den Jahren seines Militärdienstes an die Armee glaubte, aber er revidierte seine Überzeugung ziemlich schnell<sup>19</sup>. Im Tagebuch II greift er die Armee direkt an<sup>20</sup> und im "Dienstbüchlein" antwortet er auf seine "Blätter aus dem Brotsack":

"Der Widerspruch, daß die Armee zur Verteidigung der Demokratie in ihrer ganzen Struktur antidemokratisch ist, erscheint nur als Widerspruch, solange man die Beteuerung glaubt, sie verteidige Demokratie, und das glaubte ich allerdings in diesen Jahren"<sup>21</sup>.

<sup>16</sup> "Das Geschehene endlich geschehen sein lassen; Man müßte diese Devise bedenken, wenn man auf den Backsteinhügeln steht, wo ehemals das Warschauer Ghetto war, und wenn man den Bericht des Brigadeführers Joseph Stropp liest, der an diesem Ort [...] achtzigtausend Menschen ersäuft oder ausgeräuchert oder erschossen hat, das sie sich der Reise nach Auschwitz widersetzen" (F r i s c h, Öffentlichkeit..., a.a.O., S. 18).

<sup>17</sup> Ebenda, S. 19.

<sup>18</sup> F r i s c h, Tagebuch 1946-1949, a.a.O., S. 236.

<sup>19</sup> Siehe: Nun singen sie wieder; Tagebuch 1946-1949 u.a.

<sup>20</sup> Siehe M. F r i s c h, Aus der Zivilverteidigung, [in:] d e r s e l b e, Tagebuch 1966-1971, Frankfurt am Main 1974, S. 267-274.

<sup>21</sup> M. F r i s c h, Dienstbüchlein, Frankfurt am Main 1976, S. 54.

Erich Kuby bezeichnete ihn schon 1951 als einen Wächter. Er schrieb:

"Bei der Lektüre von Frischs Tagebuch [...] ist für mich von Neuem eine Frage dringlich geworden: die Frage, ob in diesem offensichtlichen und freiwilligen Verzicht auf Wirkung, auf Therapie, bei gleichzeitiger unbarmherziger Diagnose ein Mangel an Kraft gesehen werden muß, oder ob sich darin eine tiefe, nicht aussprechbare Einsicht verbirgt, daß die Epoche der Zerstörung und Auflösung noch nicht abgeschlossen ist"<sup>22</sup>.

Frisch gibt dem Leser mehr als eine Therapie oder ein billiges Rezept. Er läßt ihn einsehen, daß Dabei-sein und Erleben nicht identische Begriffe sind, und es genügt nicht, wenn wir etwas wissen, wir sollen es noch begreifen<sup>23</sup>.

## II

Die politischen Passagen des "Tagebuchs 1966-1971" beschäftigen sich nicht mehr mit der Abrechnung mit dem zweiten Weltkrieg, sondern mit dem Problem der heutigen Politik und der heutigen Gesellschaft. Frisch berichtet über Jugenddemonstrationen in Zürich, setzt sich mit der NZZ auseinander, befaßt sich mit dem Vietnam- und Nah-Ost-Krieg. Er überlegt, ob man die Gewalt als Mittel im politischen Kampf anwenden darf. Frisch hat die Zeit, in der er seine Aufzeichnungen schrieb, nicht zufällig gewählt. Die Jahre 1946-1949 und die sechziger Jahre waren in Europa besonders reich an Ereignissen. Christoph Burgauner bemerkt zu Recht:

"Historisch sind die beiden Zeiträume die Jahre des Einschnitts. Das erste Tagebuch markiert den Beginn, das zweite das Ende der Nachkriegszeit. In beiden Fällen war Frisch sozusagen ein engagierter Zuschauer"<sup>24</sup>.

<sup>22</sup> E. K u b y, Der Wächter, "Frankfurter Hefte" 1951, H. 6, S. 434-435.

<sup>23</sup> Vergl. r.h., Die große Hoffnung, "Die Gegenwart" 1. XII 1950.

<sup>24</sup> Ch. B u r g a u n e r, Zwei Interessen und zwei Instanzen, "Frankfurter Hefte" 1972, H. XII, S. 911-913.



Besonders interessant sind im zweiten Tagebuch die Verhöre. Sie kommentieren Frischs Reiseberichte, die zitierten Zeitungsnotizen und umfassen alle Zweifel und Fragen des Autors angesichts der Weltpolitik. Die Verhöre sind als Dialog zwischen A und B, zwei Sprechern eines einzigen Ego ausgelegt. Das Gespräch kommt hier auf die Revolution, den Rechtsstaat, die Gewalt und die Macht<sup>25</sup>.

Viele Kritiker werfen Frisch vor, daß er als Zeitgenosse im Tagebuch II matt und unpersönlich sei<sup>26</sup>. Man begegnet Meinungen, daß "die bohrende, überschwengliche Zeitgenossenschaft des ersten Tagebuchs dem zweiten abhanden gekommen ist"<sup>27</sup>. Diese Vorwürfe sind nicht berechtigt. Gewiß muß man zugeben, daß das erste Tagebuch viel spontaner wirkte, viel freier. Es ist wahr, daß Frisch in seinem zweiten Diarium viel kühler berichtet, die Komposition des Werkes ist eingehender durchdacht, die politischen Passagen sind keine lockeren Bemerkungen mehr. Frisch zitiert auch häufiger als im ersten Tagebuch, oft läßt er die Zitate ohne Kommentar. Das bedeutet aber nicht, daß sein Engagement in den späten Aufzeichnungen verkrampft ist<sup>28</sup>, oder daß er die politischen Probleme pauschalisiere<sup>29</sup> und sich durch diese Fragmente aus der Resignation retten wolle<sup>30</sup>. Frischs Inte-

<sup>25</sup> Im Verhör III erläutert Frisch den Unterschied zwischen der Recht-erhaltenden und der Recht-schaffenden Gewalt: "B: Es gibt eine Recht-erhaltende Gewalt, ohne die auch der Rechtsstaat nicht auskommt, und es gibt eine Recht-schaffende Gewalt; die letztere antwortet auf die erstere aber die erstere ist immer hervorgegangen aus der letzteren. [...] A: Willst du [...] sagen, daß die Anwendung von Gewalt gerechtfertigt ist, wenn es ohne Gewalt nicht geht? B: Es kommt darauf an, was ohne Gewalt nicht geht... Ich befinde mich nicht in der Lage, die eine Anwendung von Gewalt rechtfertigt..." (Frisch, Tagebuch 1966-1971, a.a.O., S. 340-341); vergl. auch H. M a y e r, a.a.O.

<sup>26</sup> Vergl. Th. F i e r i n g e r, Altern eines Mannes, "Der Bund" 30 VII 1972.

<sup>27</sup> U. M e i s t e r, Erinnerung an Max Frisch, "Domino", April 1972, S. 8-10.

<sup>28</sup> Vergl. G. B u r g e r, Bemerkungen zu Max Frisch neuem Tagebuch, "Aargauer Tageblatt" 23 XII 1972.

<sup>29</sup> Vergl. A. K r ä t t l i, Über literarische Gegenwart, "Schweizer Monatshefte", 52. Jg. 1972/1973, S. 262-27.

<sup>30</sup> Vergl. P. R ü e d i, Tagebuch für Mitglieder, "Sonntags-Journal" 29/30 IV 1972.

resse für die Politik und das Zeitgeschehen ist in dem späten Werk genauso rege wie in dem Schaffen aus den vierziger Jahren, obwohl man nicht bestreiten kann, daß das neue Tagebuch "den Verlust einiger Hoffnungen signalisiert"<sup>31</sup>, und daß in dem letzten Diarium vieles abgesichert wirkt<sup>32</sup>. Frisch befindet sich nicht mehr auf der Suche nach einer Antwort, er hat die Hoffnung auf die Antwort schon aufgegeben. Diese Tendenz des zweiten Tagebuchs formuliert Paul Konrad Kurz: "An Stelle der großen Verwundung im ersten Tagebuch ist - vielleicht notwendig - das beinahe »alles ist schon bekannt« des zweiten getreten"<sup>33</sup>. Dies soll aber kein Vorwurf sein. Frisch kommt der Welt nicht mehr mit Optimismus und Hoffnung entgegen. Die Hoffnung hat er den Jüngeren überlassen. Ihm bleibt nur die Ironie. In den zwanzig Jahren, die die Tagebücher trennen, hat sich nicht die politische Gesinnung Frischs geändert, sondern die politische Landschaft Europas sieht jetzt anders aus als damals. Es entstanden neue Probleme und man muß zu alledem Stellung nehmen, wenn man ein Zeitgenosse sein will. Frisch protestiert aber nicht mehr. "Es ist, als habe sich dieses Tagebuch - Ich abgefunden, als sei der Kampf aufgegeben"<sup>34</sup> - schreibt Horst Steinmetz. Der Kampf wurde wirklich aufgegeben. Aber Frisch betont immer wieder die "Schuld der Schuldlosen" und die Verantwortung jedes Menschen. Er hat aber das Bewußtsein der Ohnmacht gegenüber der Zeitgeschichte.

Zu den besten Passagen der letzten Aufzeichnungen gehört z.B. die Darstellung des Besuches im Weißen Haus. Frisch speiste dort, "wo Millionen amerikanischer Bürger nicht zum Wort kommen"<sup>35</sup>. Er verflicht seine Eindrücke aus dem Weißen Haus mit den Berichten aus Kambodscha. Dadurch gewann die Beschreibung des Machtzentrums an Wahrhaftigkeit. Er wußte die Spannung zu zei-

<sup>31</sup> M e i e r, a.a.O.

<sup>32</sup> Vergl. D. B a c h m a n n, Nachdenken über Max Frisch "Die Weltwoche", 19 IV 1972.

<sup>33</sup> P. K. K u r z, Tagebuch als kombattante Resignation, "Bücherkommentare" 1972, H. III.

<sup>34</sup> H. S t e i n m e t z, Max Frisch: Tagebuch, Drama, Roman, Göttingen, 1973, S. 95.

<sup>35</sup> F r i s c h, Tagebuch 1966-1971, a.a.O., S. 298.



gen, die er damals spürte - einerseits die normal menschlichen Räume, ein normaler Mensch wie Henry A. Kissinger, und doch, wenn man bedenkt, was in diesen Räumen beschlossen wird, welche Verantwortung auf den Schultern Kissingers liegt, hat man doch den Eindruck, hier seien die menschlichen Maßstäbe ungültig<sup>36</sup>.

### III

Die Spuren dieser Resignation, die im zweiten Tagebuch mit solcher Kraft zum Ausdruck kam, zeigten sich schon früher, in den vierziger Jahren, im ersten Diarium. Frisch war sich bereits damals nicht sicher, ob ein literarisches Werk einen direkten Einfluß auf das Weltgeschehen haben kann. Später, 1964, in dem Aufsatz "Der Autor und das Theater" schrieb er:

"Bin ich dadurch, daß ich mich vor anderen Mitbürgern auszeichne, am Schreibtisch berufen [...], Staatsmännern schreibend die Aufgabe zu stellen, der ich mich dann selbst entziehe? [...] Zu meinen, der Schriftsteller mache Politik, indem er sich ausspricht zu Politik wäre eine Selbsttäuschung"<sup>37</sup>.

Frisch will nicht belehren, er beobachtet nur und teilt seine Befürchtungen mit<sup>38</sup>. Man kann hier Carol Petersen zitieren, der dieses unparteiliche Engagement des Schweizers so ausdrückt:

"Auch er [Frisch] weiß sich engagiert, doch will er das Kunstwerk nicht zum Mittel der Politik machen. [...] Er glaubt, daß das Kunstwerk der Politik Richtpunkte und Ansporn geben kann, Regulative und Leithilder, nicht aber, daß er selbst aktivistisch zu sein hätte"<sup>39</sup>.

<sup>36</sup> "Ich verstehe immer mehr, daß Henry A. Kissinger so oft es nur geht; seine Hände in die Hosentaschen steckt; seine Verantwortung steht in keinem Verhältnis mehr zur Person, die einen Anzug trägt wie wir. Je mörderischer der Irrtum sein kann, umso weniger kann einer dafür. [...] Wenn man einmal auf dem Seil steht, gibt es kein zurück [...]. Keine Politik ohne das Risiko einer Tragödie. Tragödie für wen?" (F r i s c h, Tagebuch 1966-1971, a.a.O., S. 306 f.).

<sup>37</sup> F r i s c h, Öffentlichkeit..., a.a.O., S. 81 f.

<sup>38</sup> Vergl. C. P e t e r s e n, a.a.O., S. 55.

<sup>39</sup> Ebenda, S. 57 f.

Diese Ansicht könnte man dem Gedanken von Brecht entgegenstellen: beide, Brecht und Frisch, sind engagierte Schriftsteller, Brecht aber glaubte an die direkte politische Wirkung des Theaters, Frisch scheint auf diese Wirkung verzichten zu wollen. Er fühlt sich befugt zu warnen, an unmittelbare Folgen seiner schriftstellerischen Arbeit glaubt er aber nicht.

#### IV

Max Frisch hat 1976 den Friedenspreis des deutschen Buchhandels bekommen. Er "benützt seine große Kunst als Instrument der Mahnung und Warnung, zu Provokation und Protest für die Rechte des Einzelnen, für Freiheit der Gedanken. Er wird nicht müde, uns den Spiegel vorzuhalten, in dem wir erschrocken und betroffen unsere Unfähigkeit erkennen, den Frieden unter den Einzelnen und den Gruppen zu wahren und zu festigen"<sup>40</sup>, lesen wir in der Ansprache des Vorstehers des deutschen Buchhandels anlässlich der Preisverleihung. Max Frisch ist kein Friedensprediger, er ruft nicht zum Frieden auf; was er macht, ist Entblößung unserer Schuld, er führt vor Augen, was der Leser selbst sehen kann, aber nicht wahrnimmt. Sein ganzes Werk ist Bejahung des Friedens, ist Warnung vor dem Krieg, vor der Gewalt. "Eine friedensfähige Gesellschaft ist eine Gesellschaft, die ohne Feindbilder auskommt"<sup>41</sup>, hat er am Tage der Preisverleihung gesagt. Seine politische Haltung könnte als Motto denselben biblischen Satz haben, wie seine übrigen Themen; "Du sollst dir kein Bildnis machen". Dem Text unter dem gleichen Titel im Tagebuch I folgt eine kleine Skizze "Der andorranische Jude". Es ist Ablehnung der Intoleranz, der Vorurteile, der nationalen Voreingenommenheit. Das Stück "Andorra" wurde von dem europäischen Publikum als Aufruf gegen den Antisemitismus verstanden. Frisch wollte aber zeigen, wie gefährlich es sein kann, wenn wir und ein Bildnis von den anderen, auch von den ganzen

<sup>40</sup> Ansprachen anlässlich der Verleihung des Friedenspreises des dt. Buchhandels, Frankfurt am Main, 1976, S. 5.

<sup>41</sup> M. F r i s c h, Wir hoffen, [in:] Ansprachen..., S. 62.



Nationen machen<sup>42</sup>. Der Antisemitismus ist nur ein Beispiel, eine der möglichen Varianten der Intoleranz: "Im Antisemitismus der Andorraner zeige sich eine allgemeine menschliche Neigung zu Vorurteilen, die man allein durch öffentliche Zurschaustellung anprangern könnte, für deren Abschaffung jedoch keine konkreten Möglichkeiten sichtbar werden"<sup>43</sup>, lesen wir bei Marianne Biedermann. Dem Problem des Bildnisses begegnen wir in sehr vielen, man kann riskieren fast allen Werken von Max Frisch.

Für unser Thema wären noch "Biedermann und die Brandstifter" und "Als der Krieg zu Ende war" von Bedeutung. Frisch fürchtet sich vor einem voreiligen Urteil. Wir finden in seinen Aufzeichnungen aus dem Jahre 1946 drei Entwürfe eines Briefes an einen deutschen Obergefreiten, der Frisch vorwirft, er dürfe als Ausländer, und somit als Außenstehender, vom Krieg und den Deutschen nicht schreiben. Frisch spürt sein Verschontsein, er spürt, daß der Deutsche, der vor Stalingrad war, gewißmaßen Recht habe: "Wie können wir [...] überhaupt urteilen über einen Menschen, der immer ein anderer sein wird? Jedes Urteil bleibt eine Anmaßung"<sup>44</sup>.

## V

Und so könnte Frischs Engagement "Anti-Engagement"<sup>45</sup> genannt werden, da der Schweizer der allgemeinen Vorstellung von einem engagierten Schriftsteller nicht entspricht. Zugleich aber,

<sup>42</sup> Dieses Problem berührt er auch in "Als der Krieg zu Ende war": "Ich sage dir ja, er ist Russe. Und wie die Russen aussehen, das weiß doch jedes Kind" (M. F r i s c h, "Stücke I" a.a.O. S. 243).

<sup>43</sup> M. B i e d e r m a n n, Politisches Theater oder radikale Verinnerlichung?, "Text und Kritik" 1975, H. 47/48, S. 52.

<sup>44</sup> F r i s c h, Tagebuch 1946-1949, a.a.O., S. 47.

<sup>45</sup> Vergl. Th. L e n g b o r n, Schriftsteller und Gesellschaft in der Schweiz, Frankfurt am Main 1972, S. 153: "Frisch sagt, daß sein Engagement als Dichter nicht auf die Schweiz oder ein spezielles Land hinziele; er nehme gegen eine nationale und vaterländische Politik, gegen Grenzen und Fronten, gegen die Einteilung in [...] Ost und West, Stellung".

wenn wir eine Liste derjenigen Dichter aufstellen möchten, die zur Erhaltung des Friedens wesentlich beigetragen haben, wenn wir natürlich annehmen, daß die Literatur in der Politik überhaupt etwas vermag, so müßte Max Frisch an einer der ersten Stellen erwähnt werden. Dabei ist für ihn das Wort "Frieden" keine selbstverständliche Parole, die man so lange wiederholt, bis sie keinen Inhalt mehr hat. In seiner Rede "Wir hoffen" fragt er: "Wenn wir von Frieden reden, und gesetzt den Fall, wir glauben an seine Möglichkeit; wie stellen wir uns den Frieden vor?"<sup>46</sup> Wenn Max Frisch, nach allgemeinen Vorstellungen, kein engagierter Schriftsteller ist, weil er sich im Politischen zu einer eindeutigen Stellungnahme nicht entscheiden kann und weil er an die direkte politische Wirkung der Literatur nicht glaubt, was ist er denn? Er ist bestimmt ein bürgerlicher Schriftsteller, ferner ein humanistischer Schriftsteller, und das wäre wohl die beste Bezeichnung für ihn. Der Mensch, das Individuum steht im Mittelpunkt seines Schaffens. Die politischen und gesellschaftlichen Aufzeichnungen werden nicht vom Standpunkt der Weltpolitik geschrieben, sondern vom Standpunkt des privaten Menschen Max Frisch - eines von uns. "Politik ist für ihn eine Frage des Charakters, der Moral"<sup>47</sup>, schreibt Ursule Roisch. Dies trifft den Kern der Grundauffassung von Max Frisch. Obwohl er sich durchaus in seiner politischen Position irren kann, für seine humanistische Haltung sollten wir ihm dankbar sein.

"Wenn Menschen, die gleiche Worte sprechen wie ich und eine gleiche Musik lieben wie ich, nicht davor sicher sind, Unmenschen zu werden, woher beziehe ich fortan meinen Zuversicht, daß ich davor sicher sei?"

Unser größter Reichtum ist der Frieden. Eben das sollte gewürdigt werden, daß Max Frisch uns immer wieder unbequeme

<sup>46</sup> Frisch, Wir hoffen, a.a.O., S. 61.

<sup>47</sup> U. Roisch, Max Frischs Auffassung von Einfluß der Technik auf den Menschen, [in:] G. Jäckel, U. Roisch, Struktur und Symbol. Schriftsteller von Weltruf in der Analyse Halle (Saale), 1973, S. 107 f.

<sup>48</sup> Frisch, Öffentlichkeit..., a.a.O., S. 20.



Fragen stellt, die uns fortwährend an unsere Unvollkommenheit erinnern, die uns warnen.

Joanna Jabłkowska

### MAX FRISCH A PROBLEM POKOJU

Autorka zajmuje się w artykule Maxem Frischem jako pisarzem zaangażowanym.

Większość czytelników kojarzy twórczość Frischa z powtarzającym się w jego utworach motywem akceptacji własnego ja. Rzeczywiście temat ten przewija się przez wszystkie prawie powieści i dramaty szwajcarskiego pisarza. Nie jest to jednak jedyny poruszany przez niego problem. W dziennikach i publicystyce poznajemy go jako przeciwnika przemocy politycznej, tłumienia wolności, wojny.

W utworach pisanych bezpośrednio po drugiej wojnie światowej, szczególnie w Dzienniku 1946-1949 ("Tagebuch 1946-1949"), zajmuje się Frisch Niemcami tego okresu. Zastanawia się, jak mogło dojść do tego, że naród, który zrodził tylu intelektualistów, tylu wielkich pisarzy i muzyków był zdolny do takich bestialstw. Frisch nie występuje przy tym jako oskarżyciel narodu niemieckiego, nie jest zwolennikiem odwetu. Swoimi utworami chce jedynie przestrzec przed niebezpieczeństwem przemocy. W swoich Dziennikach i publicystyce rozwija Frisch teorię winy niewinnych. Wszyscy ludzie są winni zbrodniom naszego stulecia. Bierność i milczenie też są przestępstwem, współwiną w zbrodni. W późniejszej twórczości, szczególnie w Dzienniku 1966-1971 ("Tagebuch 1966-1971") znów pojawia się u Frischa problem przemocy i gwałtu politycznego, pisze o wojnie w Wietnamie, o zabójstwie Martina Luthra Kinga, o terroryzmie.

Frisch nie jest przy tym pisarzem walczącym, bezpośrednio zaangażowanym politycznie. Jego dzieła są ostrzeżeniem i nie próbują nawet rozwiązać problemów, które zawierają. Celem Frischa jest stawianie pytań. Czytelnik musi sam na nie znaleźć odpowiedź.